

Die Wanderjahre sind nun angetreten...

Eine Interpretation

von

M. Aden

Goethe schrieb 1821 das folgende Gedicht.

*Die Wanderjahre sind nun angetreten,
und jeder Schritt des Wanderers ist bedenklich,
zwar pflegt er nicht zu singen und zu beten;
doch wendet er, sobald der Pfad verfänglich,
den ernsten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
ins eigene Herz und in das Herz der Lieben.*

Das Gedicht wurde der 1. Fassung von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* (1821) vorangestellt und ist daher offenbar ein Rückblick auf Wilhelm Meisters Lehrjahre und zugleich eine Vorausschau auf die *Wanderjahre*. In der zweiten Fassung der *Wanderjahre* (1829) fehlt es. Dieses als Wandersegen verselbständigte Gedicht Goethes ist daher für sich zu lesen, auch wenn das Werk, an welchem der Dichter wie am Faust praktisch lebenslang gearbeitet hat, immer gegenwärtig bleibt. Goethe stand 1821 im 73. Lebensjahr. Im Vergleich der damaligen Lebenserwartung, welche für einen 20-jährigen Mann kaum über das 50. Lebensjahr hinausreichte, mit der heutigen befand sich Goethe gleichsam im 90. Lebensjahr, wenn nicht darüber. Die *Wanderjahre* tritt der Handwerksgehilfe an, wenn er bei seinem Meister ausgelernt hat. Noch fehlt ihm ein wichtiger Schritt zur Meisterschaft. Die Wanderschaft soll den Gesellen in seinem Beruf vervollkommen und ihn schließlich selbst zum Meister machen. Goethe hatte die Schwelle des Alters längst überschritten, das Ziel allen menschlichen Lebens stand ihm vor Augen. 1823 dichtet er:

*Denn alles muß zu nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.*

Dennoch spricht der lebensreiche Dichter in diesem Gedicht wie von *Wanderjahren*, die nun erst von ihm selbst angetreten seien, wohl um ihn selbst zum Meister zu machen.

Die Wanderjahre sind nun angetreten,

Die Wanderschaft führt den Gesellen, der bei seinem Lehrmeister nichts mehr lernen kann, ins Weite. Die Meister, an welchen Goethe seine Kunst und Lebenseinsichten geschult hatte, Die meisten, wenn nicht alle seiner Jugendgefährten waren bereits gestorben. Zum Teil war bereits die nachfolgende Generation verstummt. Goethes Lehrmeister war zuletzt nur noch das Leben selbst gewesen. Dieses Leben hatte er bis auf den Grund gelernt. Wir lernen ein

ganzes Leben, zumeist von älteren Zeitgenossen, ab einem gewissen Alter auch von jüngeren, und zunehmend dadurch, dass wir uns mit den Schriften der Alten befassen. Wir werden zwar niemals ganz zuende lernen, aber jeder von uns kommt doch an einen Punkt, an welchem er das Gefühl hat, nun sei es genug. Dann ist die Zeit zur Wanderschaft gekommen. Wer über diesen Punkt hinaus geistig daheim bleibt, dem wird die Lehre zur Lernerei, und er läuft Gefahr, dass sein weiteres Wissen nicht mehr dem Leben dient. In seinem langen Leben hatte der Dichter Erschütterungen und Veränderungen miterlebt, wie sie in Europa seit der Reformation nicht gesehen worden waren. Die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege hatten alles Überkommene in Frage gestellt, restauriert und erneut umgestürzt. Könige waren gefallen, neu eingesetzt und wieder gefallen, Staaten waren entstanden, zerstört und in neuer Gestalt erstanden. Als Goethe auf seiner Italienreise im Römischen Karneval und in der stolzen Gestelztheit der Republik Venedig noch die letzten Ausläufer des Mittelalters erlebte (1786), erschien in Riga Kants *Kritik der reinen Vernunft*, womit das mittelalterliche Denken seinen endgültigen Abschluss fand. Die deutsche und europäische Literatur hatte sich unter den Augen Goethes vollständig gewandelt. Es waren die letzten Entdeckungen auf unserem Erdball gemacht worden. Die nach Kants Entdeckung der immanenten Grenzen menschlichen Denkens wichtigste geistesgeschichtliche Entdeckung der Neuzeit, die Entwicklungstheorie, bahnte sich unter Goethes eigenem tätigen Anteil an. Goethe hatte an all diesen Entwicklungen lebhaften Anteil genommen. Darüber war er in ein Alter getreten, von welchem der 90. Psalm sagt:

*unser Leben währt siebzig Jahre
und wenn's hochkommt, 80 Jahre.*

Goethe hatte ausgelernt, und er trat nun die Wanderjahre an. Was fehlte ihm denn noch zur Meisterschaft des Lebens? Eng war Goethe nie gewesen. Aber erst in seinen höheren Jahren beginnt er, geistig auszugreifen. Seine Reisen führen zwar physisch kaum mehr über die Umgebung Weimars und die böhmischen Bäder hinaus, aber geistig gehen sie nun erst wirklich ins Weite. Einige Jahre später prägt Goethe gegenüber Eckermann das Wort von der Weltliteratur als der Aufgabe der Zeit, und etwa um dieselbe Zeit legt er in ganz ähnlicher Weise dem Abbe in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* in den Mund: *Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen...aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff der Weltfrömmigkeit fassen, unsere redlichen menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setzen, und nicht nur unsere Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.*

Und jeder Schritt des Wanderers ist bedenklich.

Es ist gefährlich und schmerzhaft, die Heimat zu verlassen. Das gilt auch für die örtliche, aber auch für die geistige Heimat des Denkens, der Werte und Traditionen, in denen man aufgewachsen ist und erzogen wurde. Aber diesen Schritt zu tun, ist wohl nötig, um zur Meisterschaft zu gelangen. *Der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will* (Genesis 12,1). Abram weiß nicht einmal, wohin er gehen soll, der er Herr wird es ihm zeigen. Auch in jungen Jahren müssen die Schritte bedacht werden. Aber solange wir in der Lehre sind, können wir darauf vertrauen, dass unser Lehrherr uns bei einem Fehltritt die Hand reicht und uns zurückführt. Die vertraute Umgebung des Ortes und seiner Kultur, darin wir aufgewachsen sind, hält und trägt uns durch manchen Zweifel. Auf der Wanderschaft, von

der Goethe spricht, finden sich aber keine Helfer mehr und keine Wegweiser. Weltkultur, Weltfrömmigkeit, Weltwesen - die Wörter unserer örtlichen und geistigen Heimat passen nicht mehr. Nun haben wir nur noch uns selbst. Es gibt keine älteren Freunde mehr, denn diese haben die vor uns liegende Wanderschaft bereits vollendet. Auch die Schriften der Weisen des Altertums reichen nicht dorthin, wo man nun selbst angekommen ist. Man muß langsam gehen und tastend. Wir fassen keine raschen Entschlüsse und zögern auch, Neues aufzugreifen. Wir verschließen uns nicht dem Leben, aber wir haben in unserer Lebenslehrzeit gelernt, wie wenig das Wissen anderer trägt, wie wenig belastbar auch die meisten menschlichen Verhältnisse sind.

Zwar pflegt er nicht zu singen und zu beten...

Die Religionsstifter waren junge Männer von etwa 30 Jahren wie Jesus und Buddha oder 40 wie Mohammed. Junge Männer *streben nach hohen Dingen* (Eichendorff), werden Eroberer oder Priester. Wer aber vom Leben gelernt hat weiß, dass Gott sich mit Gebet und Lobgesang nicht bezwingen lässt. Er wird Gott nicht leugnen. Aber er hat erkannt, wie nichtig viele Wünsche waren, mit denen wir als junge Menschen Gott angelegen haben. Die Wanderschaft, auf welche wir uns jenseits der Altersschwelle begeben, kennt kaum noch Wünsche, die Gott uns hier auf Erden erfüllen könnte. Wir haben auch gelernt, dass die Wahrheit Gottes, die uns in der Jugend durch unsere Lehrer, die Schrift und durch die Institution der Kirche so fassbar schien, immer ferner gerückt ist. Gott ist uns desto ferner rückt, je greifbarer wir ihn zu haben glauben. Das Alter versucht Gott dadurch näher zu holen, dass wir ihn nicht mehr zu fassen versuchen. Das 1. Gebot ist das Gebot für die Jugend, das 2. Gebot aber, den Namen des Höchsten nicht unnützlich zu führen, gilt dem reifen Menschen. Sigmund Freud, der sich auf dieselbe geistige Wanderschaft wie Goethe begeben hatte, bekannte einen Atheismus, der wie der frei schwebende Pantheismus Goethes vielleicht nur Frömmigkeit unter diesem Gebot war.

Doch wendet er hat, sobald der Pfad verfänglich.

Der Pfad ist ein zumeist von beiden Seiten gefährdeter Weg. Wer vom Wege abkommt, mag fallen und sich wiederfinden, wer aber vom Pfade abkommt, versinkt vielleicht im Sumpf. Ein scheinbarer Pfad kann uns verfangen, und er lässt uns den Weg nicht zurückfinden. Da wir sein Ende nicht sehen, können wir uns seiner nur dadurch vergewissern, dass wir nach Spuren derer schauen, die ihn vor uns gegangen sind.

Den ernsten Blick...

Die Wanderschaft, auf welcher sich der Meisterschüler zum Leben befindet, führt in die Hoffnung, nicht ans Ufer der Lethe. Aber fröhlich umherblickende Lustigkeit ist nicht ihr Begleiter. Der Ernst wägt alles in Bezug auf das gesuchte Ziel.

Wo Nebel ihn umrüben...

Der Apostel Paulus schreibt im Korintherbrief: *wir sehen hier wie in einem dunklen Spiegel, dort aber von Angesicht zu Angesicht*. Auch in der Fülle des Wissens, welche uns das Leben als Lehrmeister vermittelt haben mag, wissen wir nur, dass uns die wirklichen Einsichten fehlen und die wahre Erkenntnis verborgen bleibt. Der verfängliche Pfad, auf welchem wir uns

begeben haben, führt uns immer weiter von denen ab, deren Hilfe wir noch erwarten können. Nebel verstellen uns noch den Blick auf das wahre Ziel. Wir wissen nicht, ob es die gespenstischen Abendnebel sind, welche in Goethes Jugendgedicht *die Eichen in ein Nebelkleid hüllen und tausend Ungeheuer schaffen*, oder ob es der Frühnebel des jungen Tages ist, den Faust angesichts seines Todeswunsches begrüßte: *Die Nebelflut erglänzt zu meinen Füßen, vor mir der Tag und hinter mir die Nacht.*

Ins eigne Herz...

Der Wanderer lenkt seine Schritte nicht zurück. Er schaut auch nicht zurück. Wer die Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der wird - so sagt das Evangelium - den Weg verfehlen. Der Wanderer, von dem hier die Rede ist, hat aber, mit einem Bilde Rilkes zu sprechen, sein Herz schon weit voraus geworfen. Der Wanderer wollte nicht Geselle bleiben, sondern wie Faust dem neuen Tage folgen, der zu neuen Ufern rief. Der Blick ins eigene Herz ist wie ein Blick, der wie aus einem schon jenseits stehenden Spiegel zurückkommt.

und in das Herz der Lieben.

Wer sich in der Hoffnung auf Meisterschaft des Lebens bewusst auf diese Wanderschaft begibt, weiß zwar das Ziel noch nicht, aber er muss wissen, woher er kommt. Er wird fehltreten, wenn er nicht Menschen hinter sich weiß, denen er in Liebe verbunden ist. Wir können auf die künftige Liebe nicht hoffen, wenn wir nicht hier Liebe und Freundschaft erfahren und auch selbst gegeben haben. Das Herz der Lieben kann der Wanderer nur im Spiegel seines eigenen Herzens wahrnehmen. Das eigene Herz und das der Lieben gehen ununterscheidbar in eines über. Das eigene Herz können wir nicht wahrnehmen, ohne einen Blick in das der anderen, und einen Blick in das Herz der Lieben können wir nicht tun, ohne in unser eigenes Herz zu sehen. Wir müssen aber diese Liebe haben. Wer alles hat - *und hätte der Liebe nicht, so wäre es ihm nichts nütze*, sagt Paulus. Ein einziger Freund, ein einziges Wort der Liebe gibt dem Wanderer das Recht und den Mut, die Meisterschaft des Lebens anzustreben. Selbst das mürrisch verschenkte Zwiebelchen aus Dostojewskis *Brüder Karamasow* kann dazu führen. *Ja, wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund...* sagt Schiller in seiner Ode an die Freude. Die wahre Meisterschaft des Lebens wird vielleicht erst im Tod, in der Gemeinschaft mit Gott, errungen, wenn - mit den Worten des Kirchenlehrers Origines - der Christ seinen wahren Geburtstag feiert.

Es wird vielleicht kein für menschliche Begriffe sehr großes Ziel sein, auf welches der Wanderer zugeht. Aber es wird das für ihn richtige sein. Wilhelm Meister, der von Goethe anfangs wohl als eine Art Hamlet entworfen war, ist auf seiner Wanderschaft unter der Hand lebenspraktisch geworden. Er wird am Ende seiner Wanderjahre nicht Theaterdirektor. Zum Regierungspräsidenten oder Geheimrat ist er auch nicht geschaffen. Die mystische Turmgesellschaft, die ihn von Ferne seine Schritte lenkt, hat ihn zum Wundarzt bestimmt. Vielleicht erreichen wir die Meisterschaft des Lebens, vielleicht kommen wir aber auch vom Pfade ab. Aber alles, was wir ernsthaft und in Verantwortung für diese Welt hier auf Erden tun, bleibt ewig unverloren. Goethe dichtet 1829, in dem Jahr, in welchem er die zweite, reifere Fassung des *Wilhelm Meister abschließt*:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,

*Das Ewige regt sich fort in allen...
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.*

Schluss

Goethe hatte 1821 noch mehr als zehn Jahre Lebenszeit, um die wahre Meisterschaft zu erringen. Das Entstehungsjahr unseres Gedichtes war zugleich das Jahr, in welchem Johann Peter Eckermann seinen ersten Brief an seine Exzellenz, den Minister und Geheimen Rat Goethe, schrieb (30. August 1821) und damit den Anstoß gab, dass die letzte Lebensphase des Dichters zum doch wohl krönenden Abschluss seines reichen Lebens wurde. Eckermann und seinem ständigen Drängen verdanken wir Goethes größtes und letztes Werk, eines der größten überhaupt der Weltliteratur, Faust II.

M. A.

6.5.2022